

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 39

Artikel: Das Stadtbataillon 28 anno 1914 [Schluss]
Autor: Christen, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645709>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Stadtbataillon 28 anno 1914.

(Zum 20. Jahrestag der Mobilisation.)

Von Peter Christen.

13

Wir erlebten einen Winter nach alter Manier, wo der Schnee wochenlang kniehoch lag und knirschte. Es wurden nicht bloß Kopf- und Nasenwärmer verteilt, sondern auch angeordnet, seine Skis kommen zu lassen. Wer noch keine besaß, konnte sie zu einem Vorzugspreis vom Bataillon kaufen. Die Neulinge übten ganze Nachmittage an den Hängen links und rechts des Tales, während die Geübten und „Fertigen“ sich sogenannten Skiübungen anschlossen, die immer weiter ausgedehnt wurden und bis zu Entfernungen von 70 Kilometern führten. Gefechtsübungen mit speziellen „Schneeschuhtruppen“ brachten weitere Abwechslung. „Ds Propheetebeer“ (Leutnant I.) verlor dabei die Spitze seiner Ladli und kam in zärtliche Umarmung mit einem Baumstamm. Seine Nase schillerte lange Zeit noch in allen Farben.

Zwischenhinein gab es Unterhaltungsabende mit Musik, Liedern, Vorträgen, wobei erstmals Hanns Indergand mit seiner Laute und den alten Landsknechtliedern die Leute erfreute. Die Vorbereitungen auf das Weihnachtsfest vermehrte gleichfalls den Latendrang der Bataillons- und Kompagniestäbe und beschäftigte diverse „Unter-Komitees“.

Düstere Wintertage.

Der Außenstehende und Uneingeweihte sah also hier ein Soldatenleben, das eitel Wolke zu sein schien. Und doch brodelt es ganz gefährlich und die böse „Krise“ des Bataillons 28 erreichte um die Mitte Dezember seinen gefährlichsten Höhepunkt. Die breite Öffentlichkeit hat davon nichts gewußt. Es war so, wie der General zornentbrannt zu unserm Major Weber sagte: „So etwas ist noch nie vorgekommen in der schweizerischen Armee.“ Die Tatsache dieses Vorkommnisses erwähnen, heißt auch seinen Gründen nachgehen.

Bereits beim Divisionsurlaub Ende September mußte man erkennen, daß im Hinterland der Geist der ersten Augusttage sich nicht gehalten hatte. Die erste Gefahr, vor der alles gezittert und sich hinter die Armee versteckt hatte, war ja vorüber. Egoismus in krasser Form, Schieber- und dunkles Spekulantentum trat mit jedem Tag dreister hervor, während das Heer treu seine Pflicht versah. Das erfüllte viele mit Bitterkeit, besonders wenn auch noch häusliche Sorgen und die Ungewißheit der Existenz hinzukamen. Viele 100prozentige „Patrioten“ schämten sich nicht, ihren Angestellten im Militärdienst die Kündigung mitzuteilen. Zahllos sind die Briefe, die in solchen Fällen vom Bataillonskommando an die Arbeitgeber abgingen, mit der Drohung (wenn sonst nichts mehr half), die erfolgte Kündigung mit Angabe des Grundes in den Zeitungen zu veröffentlichen. Von all dem wußte der Mann nichts, bis man ihm mitteilen konnte, die Kündigung sei zurückgezogen worden. Für die Drückeberger und Kriegsgewinnler jeder Sorte schien sich der Krieg plötzlich von unsern Grenzen entfernt zu haben. Wir hingegen wußten, daß unsere Division zu jenen gehörte, die den Winter über durchzuhalten hatten. In diese gereizte Stimmung fiel zu allem Ueberfluß der noch lange berühmte Bellelay-Marm vom 2. Dezember. Als nachher die Unteroffiziere nicht nur unseres Bataillons, sondern des ganzen Regiments, sich zu einer schriftlichen Beschwerde auf dem Dienstwege zusammenschlossen, wurde ihnen das als unerhörte „Indisziplin“, ja „Auflehnung“ ausgelegt und einzelne disziplinarisch bestraft. Möglich! Aber damit haben wir noch weit Schlimmeres verhütet. Ermessen können es nur die, welche als Bindeglied zwischen Offizier und Mannschaft im Moment der Explosion zum Sicherheitsventil wurden. Es war nicht die „Annahme“

als solche, welche alle tief erbitterte, wenn sie von vornherein eben als solche (obschon die Situation zu einer derartigen Verwendung der Lage viel zu ernst war) bekannt gegeben worden wäre. Aber so, wie es gemacht wurde, war es ein zu gewagtes „Spiel mit dem Feuer“. Wörtlich zu verstehen! Diese Idee des dafür verantwortlichen Führers, die, wie man wahrscheinlich mit Recht mutmaßte, zwischen der fünften und sechsten Klasse geboren worden war, wäre besser unterblieben, um schließlich nur in einen Eilmarsch zu nörgelnder Auslegeordnung bei der Irrenanstalt Bellelay auszuarten, wo man übrigens bis zur Tageshelle noch stundenlang zu warten hatte. Vergessen wir jezt die Sache. Dem General gab sie ein schwieriges Problem auf; das väterlich-gütige Herz des Oberstdivisionärs blieb lange Zeit tief betrübt, und der für diesen „Tür“ Verantwortliche hat dabei seine ganze bisherige Popularität eingebüßt. Seine ehemalige Telephonordonnanz schrieb kürzlich von ihm, der „hinterste Mann“ wäre für ihn durchs Feuer gegangen. Rauml! Bei den 28ern jedenfalls hatte er es für immer verspielt.

Kurz nachher sind bei zwei Kompagnien die bisherigen Offiziere entweder abkommandiert worden, oder die ältesten sind zur Landwehr übergetreten. An die Stelle der Zugführer kamen junge Offiziersanwärter aus der soeben bezetzten Aspirantenschule, denen bis zur Ernennung am Neujahr der Wachtmeistergrad verliehen wurde. Sie mußten mit „Herr Zugführer“ angesprochen werden, hinterm Rücken hießen sie „Herr Lokomotivführer“. Die jungen Herren gingen scharf ins Zeug, um die „verlohterte“ Disziplin wieder herzustellen. Es gab gehörigen „Schlauch“ in neuer und verbesserter Auflage. — Diese tiefgreifenden Veränderungen wechselten das Gesicht auch unserer Kompagnie. Von den bisherigen Offizieren sahen wir nur mehr den haumlangen, jungen Leutnant G., der sich vom anfänglich „unbeschriebenen Blatt“ zu einem Draufgänger entwickelt hatte. Er kam aus der Rekrutenschule zurück und brachte aus derselben einen ansehnlichen jungen Nachwuchs mit. Mit dieser neuen Mannschaft bildete er inskünftig den ersten Zug. Der bisherige wurde aufgelöst und unter die Kompagnie verteilt. Die flotte Sängerkompagnie war auseinander gerissen worden. Auch die Unteroffiziere würfelte man durcheinander und teilte sie neu ein. Es ging uns einfach in jeder Beziehung dreadig. Kein Wunder, daß das Lokal für den „Dechurlaub“ täglich überfüllt war!

Gott Lob und Dank befand sich alles wieder auf dem Wege der Genesung, als der Weihnachtsabend angerückt war und uns zur „Stille Nacht, heilige Nacht“ rief. Das Fest vereinigte die Mannschaften des Stabes und sämtlicher Kompagnien zu einigen schönen Stunden, die manche Sünde wieder gut machten. Das Bataillonsspiel und trefflich geschulte Stimmen umrahmten die Ansprachen des Feldpredigers und Majors. Das Christkind hatte seine großen Kinder nicht vergessen. Nebst den Gaben von zu Hause wurde vom Rottkreuz-Komitee in Bern aus jedem Manne ein sinniges Weihnachtspäckli überreicht. In den einzelnen Gasthöfen von Tramelan feierten dann die Kompagnien noch unter sich weiter, wo uns die Küchenchefs mit einem ganz besondern Menu aufwarteten.

Auf Grenzwaache am Doubs.

Mit einer innerlich wieder gefestigten Mannschaft konnte unsere Einheit am 29. Dezember den Grenzschnitt im Abschnitt Saignelégier übernehmen. Belfond-dessous, Goumois, Seannotat und wie diese Schmuggler-Paradiese alle heißen, gab den Leuten Initiative und Selbständigkeit zurück, damit aber auch Selbstbewußtsein, denn jezt wußten sie wieder, wozu sie im Dienste waren. Dort, wo der Doubs in jähem Fall über die Felsen schießt, spielte sich ein Drama ab, das dessen Akteure auch nie vergessen werden. Der Mann im Ruderboot, Todesangst und Entsetzen in den Augen, ruderte

verzweifelt gegen die Strömung, um — immer am gleichen Fleck zu bleiben. Nur ein sekundenlanges Nachlassen, und er wäre in den sichern Tod gerissen worden. Nach langem



Das Soldatendenkmal auf Les Rangiers.

konnte ein Seil aufgetrieben und der noch stundenlang an allen Gliedern zitternde und sprachlose Unvorsichtige gerettet werden.

Mein Zug mit seinem neuen „Lokomotivführer“ bekam Souven zugewiesen, mit Unteroffiziersposten in Clairbief und Chaufour. Wir beide teilten kameradschaftlich das einzige Zimmer im kleinen Gasthof und ließen bald auch die Liebesgaben von zu Hause in den gemeinsamen Schrank wandern. Der andere verstand sich vorzüglich auf das Zubereiten würziger Bowles. Alles Notwendige hatte er in seinem Offiziersköfferchen mitgenommen. Bei mir waren die Vorräte an Würsten und Züpfen besser assortiert. Zusammengestellt ließen unsere „3'Rüni“ und „3'Bieri“ keine Wünsche offen. Als angenehme Abwechslung zwischen den Patrouillen und Ronden gab sich mein Partner mit Eifer der Dressur eines zugelauenen Hündchens hin. Noch vor dem Schlafengehen brachte er ihm jeweils die letzten Lektionen zu einem tadellosen Verhalten während der Nacht bei. Wir verwöhnten das Tierchen mit allen möglichen Abfällen unseres Tisches. Schnöder Andank war der Lohn. Bei der Rückkehr nach Tramelan riß es ohne Hinterlassung einer Adresse aus.

Die Besitzer des kleinen Hotels waren charmante Leute. Eine bildschöne, junge Verwandte, namens Bernadette, machte das Haus noch viel reizvoller. Dreiviertel Jahr später, diesmal ohne Offizier, kam der Zug wieder dorthin auf Grenzwahe. Da entwickelte sich dann das Idyll erst recht zur vollen Blüte, ergänzt durch zarte Forellen, die täglich in der Pfanne schmorten.

Auch der Pfarrer war Soldatenfreund und kein Spielverderber. Unter seiner Assistent gelang es uns immer, den Wirt zum Ausgraben einer Flasche „Bessern“ zu bewegen. Der spätere Bataillons-Adjutant, Oberleutnant E., konnte von diesem freundlichen Curé ein besonderes Liedlein singen!

Die Mitternachtsstunde am Silvester feierten wir nach Bernerart, man durfte den Tag doch nicht sang- und klanglos vorbeigehen lassen. Der Maire stellte uns recht gern

seine „Runzeleflöte“ (Handharfe) zur Verfügung. Einige Zuschüsse des Wirtes und Pfarrhofes ermöglichten es, unserer Mannschaft ein bescheidenes, aber herzliches Silvestermenu anzubieten. So ging das alte Jahr in voller Harmonie zu Ende: Musik, Lieder und fröhliches Geplauder geleiteten es in das Dunkel der Vergessenheit. Neunzehnhundertfünfzehn hatte begonnen! Ein allerletztes Lied noch konnte als Begrüßung des neuen Jahres genehmigt werden. Es hieß ausgerechnet „Puppchen, du bist mein Augenstern...“. Der Zugführer, von jetzt ab Leutnant, hatte keine Ahnung, daß diese sinnigen Strophen ihm allein galten und sich die Leute vor innerer Erschütterung den Bauch hielten. Getreu der Tradition war kurz vorher im geheimen Komitee beschlossen worden, ihm, sobald man ihn mit „Herr Leutnant“ anreden müsse, den Namen „Puppchen“ zu geben.

Wie es jetzt im neuen Jahre weiter ging, das zu schildern wäre ebenso reizvoll, hat aber mit dem „Anno 1914“ nichts mehr zu tun.

— Ende —

Rundschau.

Amerika am Scheideweg.

Es gibt Pessimisten, die den Streik der Textilarbeiter in den Vereinigten Staaten als das Schlimmste ansehen, das dem Riesenreich drohte und das ihm weiterhin von seiten anderer Gewerkschaften drohen wird: Nach der Beilegung der Affäre wollen sich die Seeleute der atlantischen Küste versuchen, und dann wird's wieder anderswo losgehen, und von Ruhe wird keine Rede sein — also ist, wie es scheint, das amerikanische Chaos vollkommen. Es gibt aber auch andere Beurteiler, die das Schlimme anderswo suchen und in der Streikaktion sozusagen noch das Gesundeste erblicken, das man am sozialen Körper der jungen Nation überhaupt erblicken könne. Wer hat da recht?

Daß es nicht richtig steht, wenn in einem Staate, der die Hebung des Umsatzes, der Einkommen, der Kaufkraft auf seine Fahne geschrieben hat, die Gewerkschaft überhaupt noch streiken muß, das scheint einzuleuchten. Und daß es dabei immer noch, wie in den Frühzeiten des Kapitalismus, zu Unruhen kommt, daß 15 Tote (auf eine halbe Million Streikender und einen Gegner von ungezählten Tausenden Nationalgarde und ebenso unbefannter Zahlen geworbener Streikbrecher und extra bezahlter Provokateure — alte amerikanische Sitte!) zu beklagen sind, versteht man auch nicht.

Man denke aber an bestimmte Einzelheiten anderer Art, dann wird einem klar, daß trotz der Erregung, die eine solche Bewegung auslöst, alles harmlos und sehr gesund ist. Amerika erlebt ein aufregendes Nachspiel des Lindberghhandels: Man glaubt, den Entführer und Mörder des Kindes von Lindbergh in dem Amerikadeutschen Hauptmann gefunden zu haben. Die schon bald vergessene Affäre wird das Volk beschäftigen und den politischen Händeln den Wind aus den Segeln nehmen, und vielleicht hat das Volk recht, wenn es sich dieser Dinge wegen am meisten erregt. Denn dies bezeichnet jaft die Krankheit der amerikanischen Gesellschaft am deutlichsten, daß ein wildwestliches Banditenwesen sich bis in unsere Zeit hinein erhalten, hernach auf Grund des gigantischen Irrtums Alkoholverbot zu einer regelrechten Einrichtung auswachsen und während der Krise bis zur Staatsbedrohung steigern konnte, wußte man doch in keiner Stadt, bis zu welchem Grade die Polizei mit den Gangsters in Verbindung stehe!

Das private „Regieren“ oder aber, was immer damit verwechselt wird, das Geschäftemachen mit allen, auch den